

Gewissen ist wach für alles, was persönliche Sittlichkeit sagt, aber blind für die Sorge und Liebe, die wir dem Nächsten schulden. Die Klage über diesen Mangel ist schon alt und wird von Bischöfen und Laien, den Kulturkritikern und selbst den Dichtern erhoben.

In seiner Aufnahme­rede für die Kgl. Akademie der sozialen und politischen Wissenschaften (31. 10. 1961) über „das soziale Gewissen der Spanier“ hat Alberto Martín Artajo, der sich durch Jahre hindurch mit diesen Fragen beschäftigt hat, eine Fülle von Zeugnissen beigebracht. Alle Teile der Bevölkerung zeigen die gleiche Gewissenlosigkeit. Gerade dem Adel, der doch ein Vorbild sein müßte, muß der Vorwurf in krasser Schärfe gemacht werden. Die führenden Klassen des gesellschaftlichen, politischen, militärischen Lebens, die Leiter des Wirtschaftslebens, die Besitzer von Grund und Boden sowohl wie die der Bodenschätze und die Industrie, die Unternehmer, sie alle zeigen kaum Verständnis für die Sozialverpflichtung. Nicht anders ist es aber auch mit der Arbeiterschaft. Sowohl der Land- wie der Industriearbeiter denkt nur an sich und sucht seine Forderungen durch die anonyme Masse zu erzwingen. Sogar die im Hauswesen Beschäftigten machen keine Ausnahme mehr und denken nur daran, wie sie die Arbeitsmenge herabsetzen und den Lohn steigern können.

Bei dieser gesellschaftlichen Lage suchen nun die Propagandisten sich selbst zu formen, die Grundsätze eines geordneten, wahrhaft christlichen Soziallebens kennenzulernen, um dann in diesem Sinn zu wirken.

Es scheint uns, daß gerade diese geistige Vorarbeit dem Apostolat der Laien den rechten Nachdruck, die notwendige Stetigkeit und die Geduld bei Mißerfolg und Fehlschlägen verleiht.

Obwohl also die Propagandisten nicht mehr allein sich abmühen, vielleicht sogar nicht immer so erfolgreich in ihrem Wirken sind, haben sie doch ihr eigenes Gesicht behalten. Es ist nur die Frage, ob und welche Jugendliche durch die Ideale der Propagandisten angezogen werden.

Ein aufsehenerregender Freispruch in Frankreich

Augenblicklich erregt in Frankreich gerade ein Freispruch Aufsehen. Es handelt sich um einen Italiener aus Brescia, der seinen in Kolmar lebenden unheilbar erkrankten Bruder erschossen hatte. Das Urteil des Gerichts fällt um so mehr auf, als es in einem Department gefällt wurde, in dem noch das Konkordat von Napoleon gilt, das für das übrige Frankreich in jener Zeit aufgehoben wurde, als das Elsaß zum Deutschen Reich gehörte.

Die katholische Presse anerkennt zwar die brüderliche Liebe, die den Italiener dazu geführt habe, seinen Bruder zu töten, aber sie weist zugleich darauf hin, daß das Leben immer und in jedem Fall unantastbar und daß allein Gott der Herr des Lebens ist. Wie stark die Gemüter bewegt sind, geht daraus hervor, daß sich der Bischof von Straßburg, Mgr. Weber, genötigt sah, in einem Hirtenwort zum Fall Stellung zu nehmen. Auch er hob die Unverletzlichkeit des menschlichen Lebens hervor. Ähnlich drückten sich übrigens auch ein evangelischer Pastor und ein Rabbiner aus, der sagte: „Man kann über das Leben nicht verfügen, man darf den Tod nicht beschleunigen aus was immer für Motiven, nicht einmal aus Barmherzigkeit. Das hieße allen Mißbräuchen Tür und Tor öffnen.“ P. Henry OP schreibt in den *Informations catholiques internationales* (15. Februar 1962), man dürfe zwar die Schmerzen lindern, man brauche auch nicht mit allen möglichen ärztlichen Mitteln die Agonie hinauszuzögern. Der Arzt dürfe nicht einfach zum Techniker des Leibes werden. Allzu viele seien dies heute geworden, und sie kümmerten sich wenig

um die Person des Kranken. Töten dürfe man aber auf keinen Fall. Und er meint abschließend, man solle sich um eine rechte Theologie des Krieges bemühen, aus dem schließlich seit über 20 Jahren überall in der Welt so viel Unheil und Verbrechen entstünden.

UMSCHAU

Der eingefangene Klang

Gedanken zur mechanischen Weitergabe der Musik

Die Cassandra-Rufe von der Bedrohung, Durchdringung, ja Überwältigung unseres Lebens durch die Technik wollen nicht verstummen. Sicher — das stürmische Tempo ihrer Entwicklung hat uns weitgehend unvorbereitet getroffen, aber aus der Hilflosigkeit gegenüber neuen Situationen ergeben sich Einwendungen und Anklagen, die ins Leere gehen. So werden mit oft feindseligem Unterton Kunst und Technik gegeneinander ausgespielt, ohne deren grundverschiedene Funktionen innerhalb der menschlichen Gesellschaft zu bedenken. Die Kunst schafft Werte, die Technik vermittelt oder bewahrt diese Werte. Ein künstlerischer Wert aber kann selbst durch gelegentlichen Fehlgebrauch der Technik nicht gemindert werden: auch die technisch mißlungene Übertragung einer Symphonie läßt den Kern ihrer Aussage unangetastet. Weitgehend dagegen beeinflussen die technischen Übertragungsmittel das Verhältnis des Hörers zur Musik und damit deren Stellung und Funktion im Leben des einzelnen wie der Gesellschaft. Hören wir heute anders? Hören wir wirklich zu, oder nur noch mit? Hat die weite Streuung der Musik oder musikalischer Ereignisse (Konzerte, Opernaufführungen) deren Wirkung tatsächlich zwar vervielfacht, nicht zugleich aber auch des Besonderen, Außerordentlichen entkleidet?

*

Die Zeichen, in denen Musik fixiert ist, bedürfen zu ihrer Erweckung ver-

mittelnder Instrumente und Stimmen. Durch sie wird, was bis dahin nur Vorstellung war, klangliche Realität. Klang aber ist etwas Flüchtliges: im Augenblick, da er ins Dasein tritt, löst er sich schon auf oder wird von neuem Klang abgelöst. Diese Einmaligkeit, diese Unwiederbringlichkeit erzeugt im Hörer seit je eine schmerzlich-beglückende Spannung, wie sie in dieser Art nur dem Musikhören zugeordnet ist. Vor einem Bild kann der Beschauer verweilen, in einem Buch kann der Leser zurückblättern, von der Klangkette eines Musikwerkes aber bleiben nach dem Erklängen nur die Zeichen übrig, aus denen sie hervorgezaubert worden war. Diese Zauberwirkung wirkt auch heute noch ihr Licht auf die Interpreten. Das demokratische 19. Jahrhundert, das der Musik und den Musikern den Weg freigab aus dem Umkreis der Höfe und den Salons der Adligen in die Konzertsäle, zu denen gegen Entgelt jeder Zutritt hatte, feierte die Rarität der Virtuosen und Primadonnen. Ihre kometenhafte Einmaligkeit schien der Flüchtigkeit der Klänge naturhaft verbunden.

Sehr verständlich darum die Beunruhigung, als im 20. Jahrhundert die ersten Versuche der Tonaufzeichnung geglückt waren. Wer sollte noch in Konzerte gehen, wenn jeder sich Schallplatten kaufen konnte? Wie so oft siegte jedoch auch hier die menschliche Neugier: die persönliche Begegnung wurde zusätzlich sogar gesucht, um die technisch bewahrte künstlerische Leistung beständig zu hören. Sind Wahl und Kauf einer Schallplatte aber noch dem Entschluß des einzelnen überlassen, etwa wie man Bücher für seine Bibliothek auswählt, so rückt der Rundfunk kraft